

Leseprobe aus SPICKERDEEL, Suzanne Latour,
copyright (c) 2009 by Leipziger Literaturverlag

So verging der Frühling, und es wurde Juli, als sich etwas ereignete, das Antonio aus der – offenbar selbstgewählten – Anonymität heraushob und ihn, zumindest auf einige Tage und allerdings auf sehr zweifelhafte Weise, stadtbekannt machte. Der Juli war heiß, viel öffentliches Leben spielte sich auf den Plätzen ab, im Park badeten die Kinder in den steinernen Bassins, und in den nur für Fußgänger zugänglichen Straßen der Altstadt waren neben Eisverkäufern, Porträtisten, Flötenspielern und Schmuckhändlern auch drei Hütchenspieler aufgetaucht, die mit großem Geschick und einstweilen noch völliger Unbehelligkeit operierten. Nun gelten die Lübecker als solide Kaufleute, bodenständig, gewitzt und prosaisch, und dennoch – oder vielleicht gerade darum – übte das Hütchenspiel, dessen betrügerischer Mechanismus wohlbekannt war, einen um so größeren Reiz auf sie aus. Tag für Tag fanden sich genügend, in der Mehrzahl junge Leute, die sich zutrauten, jenes von den drei schwarzen Töpfchen (sie wurden Hüte genannt), unter welchem das silberne Kügelchen lag, nicht aus den Augen zu verlieren, wie oft sie auch auf der glatten Unterlage gegeneinander verschoben wurden, die Plätze wechselten, umeinander wanderten, von zwei flinken Händen bewegt. Umdrängt von Zuschauern versuchten sie ihr Glück, setzten zunächst eine kleine Summe, blickten starr und schwitzend auf die drei Hüte, gewannen und triumphierten – aber wer beim Glücksspiel gewinnt, sollte lieber gehen. Und nun gar hier, wo man den Betrug ahnte und dennoch glaubte, ihm gewachsen zu sein! Aber niemandes Augen waren so schnell wie die Hände der Hütchenspieler – genaugenommen gab es nur einen, der die Hüte bewegte, der zweite wachte über die Kasse, der dritte spähte nach Polizei – und mancher, der vordem sehr großspurig aufgetreten war, ging ziemlich kleinlaut und mißvergnügt davon. Hin und wieder drohte man ihnen Prügel an, aber sie waren zu meist sehr schnell darin, Brett, Hüte und Schemel unter den Arm zu klemmen und zu verschwinden, um, dessen darf man gewiß sein, ein paar Tage später an anderer Stelle wieder aufzutauchen. An jenem Juliabend, von dem hier die Rede sein soll, saßen sie am Ufer der Trave, unweit des Stadttores, und Antonio befand sich zunächst unter den Zuschauern; er verbrachte jetzt oft die Tage damit, in irgendeinem Café in der Sonne zu sitzen, zu rauchen und die Vögel zu beobachten, die zwischen den geschnörkelten Tischbeinen auf dem Boden umherhüpf-

ten; sie sprangen auch zuweilen über seine schwarzen Schuhe hinweg, sie hatten offenbar keine Angst vor ihm. Als sich, weil sonst keine Plätze mehr frei waren, drei Studenten an seinen Tisch setzten und eine lärmende Unterhaltung begannen, rauchte er seine Zigarette zu Ende, zertrat sie auf dem Boden, gab der Kellnerin eine Münze und ging. Es war bereits nach Sonnenuntergang, ein transparenter, opalisierender Abendhimmel wölbte sich über den Giebeln und Türmen und tauchte die Stadt in romantisches Zwielflicht, parfümierte Paare spazierten über die Uferwege, und Antonio stand eine Zeitlang im Schatten einer Buche und sah mit unbewegtem Gesicht den Hütchenspielern zu, die, auf drei Schemeln sitzend, mit gelassener Routine agierten. Wieder hatten sie einen übertölpelt, einen Magdeburger, der sich in empörten Schimpfreden Luft machte, die Polizei zu verständigen drohte, und, als seine Frau ihn am Ellbogen wegzerzte, von den Umstehenden mit halb schadenfrohem, halb ironischem Lächeln bedacht wurde. Hierauf, und inmitten der sich zerstreuenden Zuschauer, trat Antonio vor das winzige Tischchen, hinter welchem die drei Hütchenspieler saßen, und vor ihren hochmütigen, finsternen Galgenvögelgesichtern wurde der Zigeuner, der, wie man sich erinnern wird, im Profil angenehmer anzusehen war als en face, geradezu zu einem schönen Mann. –

„Nun, Bruder,“ sagte der Mittlere, der die Hüte bewegte und offenbar am besten Deutsch sprach. „Was willst du setzen?“

Antonio zog einen Geldschein hervor und legte ihn auf den Tisch. Er gehörte zu jenen, die ihm der wohlwollende Pastor mit auf den Weg gegeben hatte: im ganzen waren von der durchaus großzügigen Summe nur noch zwei Scheine übrig: das grünliche Konterfei einer Dichterin und die künstlich wallenden Locken eines Mathematikers. Der Mittlere reichte den Geldschein weiter, ließ ihn von seinem Kompagnon prüfen – nichts als eine zur Einschüchterung gedachte Bosheit war das – der Silberstreifen glänzte kühl, sie nickten einander zu, zeigten dem Zigeuner, unter welchem Hut sich das bewußte Kügelchen befand, und das Spiel begann. Das Spiel begann und Antonio verlor, zeigte auf den falschen Hut, und die grüne Dichterin wanderte in ein eisernes Gefängnis. Sie spielten ein zweites Mal, und Antonio verlor von neuem, der Mathematiker teilte das Schicksal der Dichterin – wenn der Pfarrer der Marienkirche das hätte mit ansehen müssen! Das Psalmenlesen wäre ihm glatt vergangen dabei. Die Hütchenspieler glaubten, den Zigeuner hiermit los zu sein, zumal dieser, wie sie an seiner düsteren Miene absehen konnten, kein weiteres Geld mehr besaß. So war es, außer einigen spanischen Kupfermünzen besaß Antonio keinen Pfennig mehr. Die Spieler schlugen ihre Arme über, zupften sich mit den Fingern an den

schwarzen Haaren darauf, und der Mittlere spielte mit der silbernen Erbse und klemmte sie sich spaßeshalber ins Auge, was ihm einen gräßlich schielenden Gesichtsausdruck verlieh, den die Zuschauer – es hatten sich wieder einige angesammelt – als Hohn auf den Zigeuner deuteten und entsprechend belachten. –

Antonio zog etwas aus seiner Hosentasche und warf es auf den Tisch. Es war ein kastanienbrauner, ziegenlederner Handschuh, der unzweifelhaft einer Frau gehörte. Dem Hütchenspieler fiel vor Überraschung die Erbse aus dem Auge, rasch wechselte er einen Blick mit seinen Kompagnons, und wie auf Kommando zeigten sie alle grinsend ihre Zähne.

„Ein Handschuh,“ murmelte der Mittlere und blinzelte zu Antonio hinauf. „Er wirft uns einen Handschuh hin. Einen Fehdehandschuh! Nun sagt, wie findet ihr das?“

„Unklug,“ sagte derjenige, der sich um das Geld kümmerte, und der dritte deutete eine obszöne Geste an. Der Mittlere nahm den Handschuh und wollte ihn spaßeshalber überprobieren, aber da packte ihn der Zigeuner beim Hemdkragen und fast hätte es eine Prügelei gegeben. Sie schüttelten sich ein bißchen, und dann ließen sie ab voneinander, und Antonio stieß fauchend hervor: „Ich setze auf ihn, aber er gehört dir noch nicht; faß ihn nicht an, wenn dir deine Finger lieb sind. Los, setz etwas dagegen, maricón, die gleiche Summe, die du von mir bekommen hast und noch einmal das Doppelte drauf!“

Die Hütchenspieler berieten sich leise, indem sie den Zigeuner mit argwöhnischen Blicken bedachten, schließlich wandten sie sich ihm zu und erklärten sich einverstanden, aber nur, wenn er außer dem Handschuh auch noch seine Jacke, seine Schuhe und sein Hemd verpfänden wollte. Hiermit erklärte Antonio sich einverstanden, sie lächelten geschmeidig, zauberten ihm einen vierten Schemel herbei, und das Spiel begann. Da nun die Einsätze auf beiden Seiten vergleichsweise hoch waren, dauerte es weitaus länger als zuvor; jener, der die Hüte bewegte, machte nun Ernst, verdoppelte die Geschwindigkeit seiner Bewegungen und ließ seine Hände erst sinken, als er sicher zu sein glaubte – und sämtliche Zuschauer glaubten es mit ihm –, daß nur noch der blinde Zufall über Glück oder Verderben entscheiden konnte.

Aber was war das? Entweder meinte es der Zufall gut mit ihm, oder der Teufel hatte seine Hand im Spiel – jedenfalls zeigte Antonio nach einem eigentümlich prüfenden Blick mit schöner Zielsicherheit auf den richtigen Hut. Touché! Die Zuschauer lachten und applaudierten, Antonio stand auf, steckte Geld und Handschuh zu sich und wollte sich unter den giftigen Blicken der Spieler, die auf ihren Unterlippen herumkauten, entfernen. Aber man ließ ihn nicht, die Zuschauer selbst

waren es, die ihn daran hinderten. „Er soll noch einmal spielen!“ riefen sie. „Er soll nicht gehen! Gerade jetzt, wo es spannend wird!“ Und sie drängen ihn zurück vor das Tischchen, vor dem der Hütchenspieler saß und sich, da ihm sichtlich nichts Besseres zu tun einfiel, eine Zigarette anzündete.

„De acuerdo, hermanos?“ fragte Antonio heiser.

„Wir sind es. Was willst du setzen?“

„Alles,“ erwiderte Antonio nach kurzem Zögern und legte sein Geld wieder auf den Tisch. „Was setzt ihr dagegen?“ – „Das Gleiche.– Bist du bereit?“ – „Sí.“ – „Dann los!“ – Sie spielten, und es gewann, wie nicht anders zu erwarten war, der Zigeuner. Die Spieler machten lange Gesichter und wechselten ein paar Worte in ihrer Landessprache. Geschlagen gaben sie sich noch nicht, sie boten ihrem Widersacher an, das Spiel fortzusetzen, zumal der Abend gerade erst begonnen habe und die Fairneß gebot, nach einem Sieg die Möglichkeit zu einem Contra zu geben. Der Zigeuner zuckte mit den Schultern, sah sich um und begegnete lauter erwartungsvollen Mienen, die ihn mit abschätzender Neugierde betrachteten und still wurden, um seine Antwort zu hören.

„Vamos,“ sagte Antonio leise und wandte sich wieder zum Tisch.

Sie spielten, die Hüte sausten umeinander, die Zuschauer reckten die Häse, irgend jemand hob ein kleines Mädchen hoch, die beiden Gehilfen kratzten sich unter den Achseln und starrten wie gebannt auf die Hände ihres Komplizen, als könnten sie damit den Ausgang des Wettstreites beeinflussen. Nur der Zigeuner selbst saß ganz ruhig und unbewegt auf seinem Schemel.

Die Hüte blieben stehen, der Spieler sah auf und sah ihn aus ein wenig stieren Augen an, wie von ungewohnter Anstrengung mitgenommen.

„Nun, Bruder,“ sagte er heiser und mit stärkerem Akzent als zuvor.

„Welcher ist der richtige?“

Antonio zögerte eine ganze Weile, man wartete andächtig, und schließlich streckte er die rechte Hand aus und tippte mit dem Mittelfinger auf den linken Hut.

Stille. Der Hut wurde gelüftet, nach einer atemlosen Sekunde – und wer nun ein kleines Vermögen darauf gesetzt hätte, daß hierunter die Erbse lag, wurde bitterlich enttäuscht. Die Fläche war leer. – Ein Raunen ging durch die Zuschauer, man wußte nicht, ob man sich ärgern oder lieber lachen sollte – am Ende war der Zigeuner doch nur ein ganz gewöhnlicher Mensch und genauso auf den Zufall angewiesen wie der geringste unter ihnen. Unruhe entstand, einige, deren Interesse hiermit erloschen war, schlenderten weiter, ein paar neue kamen hinzu, sahen den Umstehenden über die Schulter und wunderten sich ein wenig,

warum ein gewöhnliches Hütchenspiel mit einem Mal soviel öffentliche Anteilnahme hervorrief, die meisten aber von jenen, die dem Zigeuner zugesehen hatten, verharrten unentschlossen am selben Platz und starrten auf Antonios schmalen Rücken, als sei ihnen dieser schwarzhaarige Geselle noch etwas schuldig geblieben, als müßte es noch etwas zu sehen geben, als stünde es noch immer unentschieden.

Stand es das denn? Jedenfalls besaß Antonio nach dieser letzten Partie wieder genau das, was ihm der ziegenlederne Handschuh eingebracht hatte, und die drei Spieler, gereizt und böse durch dieses – ihrer Ansicht nach – fruchtlose Hin und Her, waren, ohne daß sie sich hierüber hätten austauschen müssen, zu der Überzeugung gelangt, daß er auch dieses noch würde hergeben müssen; dies waren sie sich zur Genugtuung für vergeudete Zeit und Liebesmüh einfach schuldig. Kurzum, sie boten ihm ein paar Salznüsse an, die der Zigeuner mit einem Kopfschütteln ablehnte, hielten ihn gestenreich davon ab, sich zu erheben – „Hombre! Du wirst uns doch nicht schon verlassen, eh? Eine Partie noch, Genosse, zum Ausklang dieses spannenden Wettstreites, eine letzte Runde, compañero, eh?“ – kurzum, sie waren wieder die Herren ihres Gewerbes – oder glaubten doch zumindest, es zu sein, zumal Antonio stirnrunzelnd und wie geistesabwesend die zerknitterten Geldscheine glattstrich, die bislang noch ihm gehörten, und sich, wie es aussah, nicht entschließen konnte, so daß man ihn – hierin hatten sie viel Übung – mit ein paar flinken Handgriffen dazu zwingen mußte.

Stille. Die letzte Runde brach an, die allerletzte.